

Eduard Kaeser

Herr Keuner und die Bäume

Auf der Suche nach der verlorenen Wildnis

Bertold Brechts Herr Keuner schätzt Bäume, „da sie durch ihr der Tages- und Jahreszeit entsprechendes Andersaussehen einen besonderen Grad von Realität erreichen (...). Bäume (haben) wenigstens für mich, der ich kein Schreiner bin, etwas beruhigend Selbständiges, von mir Absehendes.“ Aber trotz dieser Menschenabwandtheit schätzt Herr Keuner Bäume aus der Perspektive des Städters. „Ich würde gerne mitunter aus dem Hause tretend ein paar Bäume sehen. ,Warum fahren Sie, wenn Sie Bäume sehen wollen, nicht einfach manchmal ins Freie?’ fragte man ihn. Herr Keuner antwortete erstaunt: „Ich habe gesagt, ich möchte sie sehen, aus dem Hause tretend.“¹

*

Herr Keuner ist der Prototyp des Liebhabers *nachwilder* Natur, wie ich sie nennen möchte.² Er will Natur, aber nicht im „Freien“, sondern im eingefriedeten Zustand, als ein paar Bäume, die seinen Blick beim Verlassen des Hauses erfreuen; dies wahlgemerkt nicht bloß als Dekor, sondern durchaus als Memento, dass die Naturdinge uns im Grunde nicht brauchen. Bäume sind also Repräsentanten des Nichtgebrauchs. „Auch verwirrt es uns in den Städten mit der Zeit, immer nur Gebrauchsgegenstände zu sehen,“ sagt Herr Keuner, „Häuser und Bahnen, die unbewohnt leer, unbenutzt sinnlos wären.“ Nicht so die Bäume. Sie sind gerade in ihrer Unbenutztheit von Wert, und dies ausgerechnet in einem gesellschaftlichen Kontext, in dem nur das Nützliche seinen Wert hat.

Herr Keuner bringt damit ein Problem, um nicht zu sagen: ein Paradox auf den Punkt. Wir leben im Zeitalter des Anthropozäns, in dem der Mensch immer mehr mit ordnender und planender Hand in die Roh-Natur eingreift, sie zähmt und sich dienlich macht, im gleichen Zug ihr

auch immer mehr den wilden Charakter austreibend. Paradox daran ist, dass in dem Maße, in dem die wilde, vom Menschen unberührte Natur verschwindet, sie als Objekt der Sehnsucht wiederaufersteht – ganz offensichtlich in einer wild gewordenen Tourismusindustrie, die nicht müde wird, uns die letzten Paradiese der Natur mit dem gleichen Eifer anzupreisen, mit dem anderswo die „paradiesische“ Natur ausgerottet wird.

*

Nun kann man ganz unschuldig fragen: Aber sind denn Bäume nicht allesamt Natur, im Garten wie in der Wildnis? Was macht den Baum in der Wildnis „anders“ als im Garten? Die Antwort ist einfach: Die Erbschaft eines Denkens, das den Menschen radikal trennt von der Natur. Wo Natur ist, sind wir Menschen nicht; und wo der Mensch ist, ist nicht Natur. Im Park ist der Mensch, also ist der Baum im Park nicht wirklich Natur. Bereits diese dualistische Topologie führt uns auf Abwege: Wildnis ist immer „draußen“. Wenn sie aber draußen bleibt, dann ist sie im Grunde auch ohne Belang für unsere Umweltprobleme. Sie ist ja nun gerade nicht Um-Welt, sondern Ander-Welt: das imaginäre, totale Andere unserer Zivilisation, welche das Wilde als natürlicher, ursprünglicher, echter würdigt. Wir hauen also umso tiefer in diese dualistische Kerbe, je mehr wir die Wildnis als Ideal und Maßstab der Beurteilung unserer Zivilisation zelebrieren: Wildnis gut – Zivilisation schlecht.

*

In den Träumen und Visionen einer unverdorbenen Natur geistert auch die Vorstellung unserer eigenen Unverdorbenheit herum, eines anderen, nobleren Selbst, das sich nicht mit Zivilisiertheit befleckt sehen und deshalb nur an speziellen zivilisationsabgewandten Orten gepflegt werden möchte. Seit Rousseau wird immer wieder die Natur angerufen, wenn es den Verfall der Sitten, den Schwund der Werte, die Dekadenz der Kultur zu beklagen gilt. Ökofundamentalisten legitimieren ihre Aktionen nicht selten im Namen einer „reinen“ Natur, eines ursprünglichen Ökosystems oder quasi-paradiesischen Umweltverhältnisses. Und in der Sicht einer solchen Naturordnung steht dann unversehens der Mensch als fehl am Platz da. Als ökologischer Unrat.